



Hartmut Lange
*An der Prorer Wiek
und anderswo*

Novellen · Diogenes

der Beweis, wie weit man sie, und zwar in der Privatschule Notre Dame de la Paix, in die Einsamkeit getrieben hatte.

»Das war freundlich von dir«, sagte sie, »so viel Helligkeit konnte ich nicht ertragen.«

»Auf mich kannst du dich verlassen«, antwortete der Schatten, und in der Nacht, nachdem Emily endlich zu Bett gegangen war, blieb sie lange wach.

Sie spürte, dass es an der Zeit war, sich der Mutter, die im Nebenraum lag, anzuvertrauen, aber gleichzeitig wusste sie, wie unmöglich es war, über das, was sie ertragen musste, überhaupt zu sprechen. Sie scheute sich vor dem Eingeständnis, dass sie gezwungen sein könnte, weil sie sich nicht zu wehren wusste, die Erwachsenen um Hilfe zu bitten.

»Dann wird alles noch schlimmer. Und was haben die anderen, was ich nicht habe«, dachte Emily und grübelte darüber nach, warum man sie, ja ausgerechnet sie, die schüchtern und zurückhaltend war, als Zielscheibe von Quälereien ausgesucht hatte, und wann dies alles, was offenbar grundlos war, begonnen hatte, wusste sie nicht zu sagen.

Sie empfand sich als minderwertig, wusste aber, ^{67}dass ihr dieses Gefühl von den anderen aufgezwungen worden war und dass sie versuchen musste, ihr verzweifertes Weinen so lange zu unterdrücken, bis sie sicher sein konnte, dass die Mutter schlief.

»Der Tag ist vorbei, aber morgen fängt alles von vorne an«, dachte Emily, und diesen Gedanken konnte sie kaum ertragen.

Nach einem Monat verriet der frische Wind immer noch, dass man sich in der Nähe der Küste befand, und Lille ist eine Stadt, die einige Sehenswürdigkeiten aufzuweisen hat. Etwa die Kathedrale mit ihrer leuchtenden Fassade oder der Palais Rihour, die ehemalige Residenz burgundischer Herzöge oder die als Königin der Zitadellen bezeichnete Anlage in Form eines regelmäßigen Fünfecks. Aber auch die alte Börse und der Belfried der Industrie- und Handelskammer, sie alle gelten als imposante Bauwerke, und sogar die École Notre Dame de la Paix hätte, wollte man sie besichtigen, einiges zu bieten. Die Fassade zum Hof hinaus hat immerhin hohe, klassizistisch wirkende Fenster, und wer sich im obersten Stockwerk ins Freie hinauslehnt, hat eine schöne Aussicht, ihm kann aber auch, wenn er in die Tiefe sieht, leicht schwindlig werden.

Die Toilette mit dem Klappfenster war von der Straße, aber auch vom Hof aus nicht zu sehen. ^{68}Trotzdem durfte man vermuten, dass sich Emily in der gewohnten Enge aufhielt. Oder ging sie neuerdings nicht doch lieber einige Treppen höher, dorthin, wo ihr noch nie jemand gefolgt war. Vielleicht saß sie auf dem Fußboden und überlegte, warum die Lehrerin während des Unterrichts völlig gleichgültig zugesehen hatte, wie man wieder, immerhin saß Emily in der ersten Reihe, von ihr abgerückt war.

»Um mich herum waren die Stühle leer. Das kann sie unmöglich übersehen haben«, dachte sie, spürte aber gleichzeitig, dass diese neuerliche Kränkung, die sie nicht verstand, allmählich an Bedeutung verlor.

Denn hier oben war alles still. Es begann zu dämmern, und der Schatten in Emilys Rücken versperrte die Sicht auf die Treppe, die nach unten führte, so dass Emily, als sie die Fenster öffnete, von der Vorstellung nicht loskam, es gäbe nur noch eine

Möglichkeit, die École Notre Dame de la Paix endgültig zu verlassen.

Sie tastete nach ihrem Rucksack, den sie umständlich öffnete, zog einen Kamm, einen Spiegel, ein paar Bücher und einen Lippenstift hervor, der der Mutter gehörte und den sie am Morgen aus dem Badezimmer mitgenommen hatte. Sie überlegte, ob sie ihr Haar hochstecken sollte, ließ es ^{69}aber sein, und nun nahm sie Spiegel und Lippenstift zur Hand und begann sich zu schminken. Vielleicht hatte sie die Absicht, ihrem Äußeren ebenjenen Ausdruck zu verleihen, den man von ihr, und auf so brutale Weise, eingefordert hatte, und für das, was weiterhin geschah, gab es keine Zeugenschaft.

Man weiß nur, dass Minuten später jemand auf dem mit Steinen gepflasterten Hof aufschlug und dass niemand, auch nicht der Schatten, in der Lage gewesen war, dies zu verhindern.

{71} An der Spanischen Treppe

{73} Die Spanische Treppe in Rom ist tagsüber kaum passierbar. Dicht an dicht drängen die Touristen, und wo sie nicht herumstehen, sitzen sie reihenweise auf den Stufen und trinken aus ihren Pappbechern und Plastikflaschen. Auch der Brunnen auf dem Platz ist dicht umlagert, und es gibt nicht wenige, die, obwohl es unerwünscht ist, ihre nackten Füße ins Wasser tauchen. Auf der Via Condotti herrscht, und bis weit über Mitternacht hinaus, ein zielloses Auf und Ab, und erst im Morgengrauen, wenn die Straßenreinigung mit ihren Maschinen auffährt, entsteht wie in der Winterszeit ein Eindruck von Verlassenheit und Leere. Und kann man sich vorstellen, dass es in dieser Gegend, in der die Häuserwände mit Kletterrosen und Bougainvilleen zugewachsen sind, auch einmal schneit?

Allerdings. Dies geschieht selten, aber wenn es geschieht, dann wirkt die Ewige Stadt, als hätte sie das Zeitliche gesegnet, und so konnte niemand bezeugen, dass da eines Nachts und in der Nähe {74} der Spanischen Treppe jemand unterwegs war. Es war ein junger Mann. Er trug einen Überrock und enge Hosen, die unten in Gamaschen übergingen. Das Jabot war offen, beide Enden hingen ihm bis zur Taille hinab, und er schien erregt zu sein, bückte sich hierhin und dorthin, um Mauerreste, die herumlagen, aufzusammeln. Es waren faustgroße Brocken, die er gegen das Fenster eines Gebäudes schleuderte. Man hörte ein Klirren, aber die Scheiben blieben unversehrt, und dies wollte jener, dessen Gesicht blass und hohlwangig war, nicht hinnehmen. Er hastete die Stufen der Spanischen Treppe hinauf, dorthin, wo er das Gebäude besser im Blick hatte, und nun warf er, was er in den Händen hielt, mit noch größerer Wucht gegen die Scheiben. Wieder hörte man ein Klirren, und wieder blieb das Ganze, obwohl er sich Mühe gab, wirkungslos.

»Ich wünsche keine Gedenkstätte!«, rief er noch, dann war er im Schneetreiben, das einsetzte, verschwunden.

Die Casina Rossa ist ein viereckiger Bau aus dem 18. Jahrhundert, der die Spanische Treppe von Südosten her eingrenzt. Es ist ein Museum, das an die englischen Dichter Keats und Shelley erinnern soll, denn beide haben ihre letzte Ruhestätte nicht in England, sondern tausend Kilometer weiter {75} südlich auf dem *cimitero acattolico* in Rom. Beide waren jung gestorben. Shelley ertrank bei einer Segeltour an der Küste von La Spezia, Keats war fünfundzwanzig Jahre alt, als er von der Tuberkulose hinweggerafft wurde, einer Krankheit, die von demütigender Grausamkeit ist. Oder wie soll man jenen Zustand benennen, in dem man gezwungen ist, unter ständigem Husten tassenweise Blut von sich zu geben.

Das hatte auch Keats erfahren, als er dem Sterben seiner Mutter und seines Bruders

zusehen musste, die lediglich erlitten, was ihm selber bevorstand. Auch die Flucht nach Rom, um dort bessere Luft als in London zu atmen, konnte daran nichts ändern. Und so liest man auf seinem Grabstein die Worte, die er sich gewünscht hatte, nämlich:

»Here lies One Whose Name was writ in Water.«

Diese Inschrift kann als Beweis gelten, dass Keats nicht nur die heimtückischen Attacken von Bazillen, sondern auch die Gehässigkeiten seiner Leserschaft zu fürchten hatte und vor allem derjenigen, die die Macht hatten, sie öffentlich zu dokumentieren. Man weiß schließlich, dass er, während er seinem Bruder die Stirn zu kühlen versuchte, auch noch gezwungen war, die höhnischen Kommentare über sein Gedicht *Endymion* zur Kenntnis zu nehmen.

{76}Das Schneetreiben hatte aufgehört, die Wolkenwand bekam Risse, und nun sah man auch jenen besser, der an der Spanischen Treppe bemüht gewesen war, die Scheiben einzuschlagen. Er ging, das war unverkennbar, in Richtung Süden zum Forum Romanum und darüber hinaus. Wohin? Das war schwer zu sagen. Aber man konnte sich durchaus vorstellen, dass es der tote Poet war, der einen Überrock trug, dessen Jabotenden bis zur Taille hinab hingen und dessen Gesicht blass und hohlwangig war, nicht nur als Zeichen der Schwindsucht, sondern auch, weil man ihn seiner Verse wegen in England verhöhnt hatte. Vielleicht war er empört darüber, dass man ihm einige Kilometer stadteinwärts eine Gedenkstätte errichtet hatte, ihm, der am 13. Februar 1821 sang- und klanglos begraben wurde. Die Mitwelt hatte ihn verachtet, die Nachwelt feierte ihn als genialen Dichter. Aber was, um Gottes willen, konnte er dagegen tun! Er gab sich alle Mühe.

Wie gesagt: Die Spanische Treppe in Rom ist tagsüber kaum passierbar. Dicht an dicht drängen die Touristen, und wo sie nicht herumstehen, sitzen sie reihenweise auf den Stufen und trinken aus ihren Pappbechern und Plastikflaschen, und erst im Morgengrauen und vor allem in der Winterszeit entsteht ein Eindruck von Verlassenheit und Leere. {77}Dann wirkt die Ewige Stadt, als hätte sie das Zeitliche gesegnet, und so konnte niemand bezeugen, dass da eines Nachts und in der Nähe der Spanischen Treppe wieder jemand unterwegs war. Er schien erregt zu sein, bückte sich hierhin und dorthin, um Mauerreste aufzusammeln, die er gegen das Fenster eines Gebäudes schleuderte. Er hastete die Stufen der Spanischen Treppe hinauf, dorthin, wo er das Gebäude besser im Blick hatte, und nun warf er, was er in den Händen hielt, mit noch größerer Wucht gegen die Scheiben. Wieder hörte man ein Klirren, und wieder blieb das Ganze, obwohl er sich Mühe gab, wirkungslos.

»Ich wünsche keine Gedenkstätte!«, rief er noch, dann war er im Schneetreiben, das einsetzte, verschwunden.

{79} Auf dem Gelände

{81} Auf dem Gelände der Villa Massimo in Rom herrscht ein geordnetes Nebeneinander. Hier sind antike Fundstücke aneinandergereiht: Statuen, steinerne Särge, Reste von Säulen, Gesimse, die als Tischplatten dienen, dies alles umsäumt von sauberlich geharkten Kieswegen, Rasenflächen, Blumenbeeten, von übermannshohen Agaven, darüber Pinien, Fichten und Zedern, die den Himmel verdecken, aber im Licht der Laternen wirkt der Hof vor der Villa, der von Mauern und einem Brunnengewölbe eingegrenzt ist, vollkommen frei.

Und ebendort, in einer kalten Dezembernacht, konnte man beobachten, wie sich neun steinerne Figuren vor der Treppe der Villa versammelten, um eine zehnte, die vom Sockel getreten war und der man vor Stunden erst einen Kopf aufgesetzt hatte, zu begrüßen. Damit waren alle einverstanden, sowohl jene, denen das Glück körperlicher Unversehrtheit verwehrt geblieben war, als auch jene vier Büsten, die man ins Abseits geschoben hatte und {82} deren Uniformen mit Orden übersät waren. Es waren fremdländische Gesichter, ernst und zurückhaltend und mit dem Willen, sich dem, was auf dem Gelände der Villa geschah, nicht zu entziehen.

Wie gesagt, wieder hatte man eine Statue restauriert und damit kenntlich gemacht, und nachdem sie, die jahrelang kopflös hatte ausharren müssen, ebenso wie die anderen antiken Fundstücke wieder auf ihrem Platz war, hörte man in der Stille, die nun herrschte, dass es doch jemanden gab, der dem Ganzen widersprach.

»Der Kopf ist zu groß und hat mit Schultern und Hals, die ihn jetzt tragen müssen, nichts zu tun!«, rief eine Frauenstimme, und wer näher hinsah, konnte erkennen, dass dies in der äußersten Ecke der Villa, dort, wo sie in einen Torbogen übergang, geschah. »Ich weiß, wovon ich rede. Man hat meinen Kopf auf einen Körper gezwungen, der mir nicht gehört und den ich verabscheue«, fügte sie hinzu.

Es klang wie ein Hilferuf und als würde sie jene, die eben noch unterwegs gewesen waren, auffordern, zurückzukommen.

Aber die Statuen verharrten auf ihren Plätzen. Da war nichts zu hören, nichts zu entdecken, was man als Antwort hätte deuten können. Stattdessen begann es zu regnen, und nun sah man, wie der {83} Statue, die sich beschwert hatte, das Wasser über das Gesicht lief, und sie hatte, da sie in Stein gemeißelt war, keine Möglichkeit, dies zu ändern. Die Mörtelspur am Hals begann sich zu verfärben, so dass sie als Trennlinie zu erkennen war, und die missbilligenden Blicke, die ihr einige Büsten zuwarfen, wusste sie zu ertragen.

Sie stand aufrecht, hielt die Toga, die ihr bis zu den Füßen reichte, mit den Ellbogen fest, hatte die Augen, als würde sich dort etwas zeigen, in die Ferne gerichtet, und sie